



Der Gott der Frauen

Luisa Muraro

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Luisa Muraro Der Gott der Frauen

Luisa Muraro

Der Gott der Frauen

Aus dem Italienischen von Angelika Dickmann
und Gisela Jürgens

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Lucas Cranach d. Ä.: Bildnis einer sächsischen Edeldame
als Maria Magdalena

ISBN 978-3-86596-214-0

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2009. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Die Publikation wurde unterstützt von der Gerda-Weiler-Stiftung
für feministische Frauenforschung, D-53894 Mechernich.
www.gerda-weiler-stiftung.de

Herstellung durch das atelier eilenberger, Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Einleitung: Immer in Ferien	11
1 Ich weiß nicht, was ich Gott nenne	25
2 Die Fragilität der Anfänge.....	43
3 Märchenhafte Theologie.....	61
4 Das Unmögliche ausströmen lassen	79
5 Die Intelligenz der Liebe.....	93
6 Mangel und Übergang	111
7 Die lebendige Vermittlung	135
Bibliographie	161
Personenregister.....	171

Vorwort

Es gibt eine Goldader, die unsere Kultur durchquert, vom Mittelalter an bis in unsere heutigen Tage, ein wahrer Schatz: Dies sind die Texte der weiblichen Mystik, oder wie ich es zu sagen vorziehe, Texte einer Theologie in Muttersprache, denn „Mystik“, „mystisch“ sind Etiketten geworden, die Gefahr laufen, Worte und Erfahrungen, die in unserem Geist so kostbar und so gewöhnlich sein können wie das Brot auf dem Tisch, in Form einer Spezialität und in einem Spezialgebiet zu isolieren. Folglich stellt sich das Problem, Texte und Autoren nicht voneinander (und von uns) zu trennen, die über Distanzen und Barrieren hinweg sprechen (literarische Stile, geschichtliche Perioden, konfessionelle und religiöse Zugehörigkeiten ...), errichtet, um Ordnung in eine Geschichte zu bringen, die, gelebt von Frauen und von Männern, quasi exklusiv von Männern interpretiert und übermittelt worden ist. Deshalb, wenn ich Theologie sage, verstehe ich darunter ein Sprechen von Gott im elementarsten Sinne des Wortes, und ein ihn sprechen lassen, indem ich denen Gehör schenke, die Gott sagen oder sagten, um dahin zu gelangen, etwas von sich und der Welt auszusagen, wobei sie den Horizont und den hohen Himmel über ihren Köpfen für etwas Besseres offen halten. Dies gilt insbesondere für den Gott der Frauen, der spricht und zu dem gesprochen wird – ohne große Zeremonien, ohne spezielle Studien – in der Muttersprache, der ersten, die wir lernen, diejenige, die uns aus der Fusion und Konfusion des ursprünglichen Lebens heraustreten lässt und die Spuren unserer ältesten Erfahrungen bewahrt.

Dieses Buch beginnt mit der Entdeckung jener Goldader, eine Entdeckung, die für mich vor knapp zwanzig Jahren begonnen hat. Was ich hier präsentiere, ist nicht die Rekonstruktion einer Forscherin (wie in anderen Büchern durchaus), sondern eine Erzählung von Dingen, die ich nach und nach gedacht habe, denn ich wollte dahin kommen, wo man nicht als Wissenschaftler hingelangt, jedoch als menschliches Wesen, es zumindest versuchen kann. Das Buch ist dem Gott gewidmet, von dem jene Texte und jene Frauen sprechen, die von mir hier aufgenommen worden sind als Texte einer wahren und eigenen weiblichen Offenbarung. Ich fordere damit die traditionelle Kultur offen heraus, sei sie religiös oder laizistisch (agnostisch), die, so unterteilt und

gegenübergestellt wie sie ist, denselben abstrakten Universalismus teilt, auf den kurz gesagt Folgendes zutrifft: „Der Gott, der für mich, Mann, existiert (oder nicht existiert), muss auch für dich, Frau, existieren (nicht existieren).“ Aber so ist es nicht. Als ich mir dies sagen konnte, trat ich schließlich aus einer ungeordneten und armseligen mentalen Herrschaft heraus, die das Ergebnis einer Ausbildung war, in der sich patriarchale Religion und agnostische Kultur (um uns richtig zu verstehen, jene, die Gott in Parenthese setzt) vermischt hatten.

Ich war nicht die Einzige, die gesagt hat, so ist es nicht, noch bin ich die Einzige, die das sagt.

Der Titel des Buches nimmt den Titel einer Ausgabe der Zeitschrift *Via Dogana*¹ auf, die damit begann, an das Ende der religiösen Kultur zu erinnern und nach der Bedeutung zu fragen, welche diese Tatsache für die Frauen habe oder nicht habe: „Die Ersten, die im Westen das Ende der religiösen Kultur gesehen und davon gesprochen haben – darunter Giacomo Leopardi – taten es mit einer Akzentuierung der Furcht vor der neuen und schrecklichen Einsamkeit, in die der Mann eintrete. Aber es handelt sich, wie die Worte verraten, um eine Geschichte der Männer. Und was ist mit uns?“ Weiter: „Ist der Gott, der Gegenstand der Diskurse von Priestern, Theologen, Philosophen war, niemals der Gott der Frauen gewesen? Ist dieser auch tot?“ Um letztlich zu folgern: „Auf diesem Gebiet, wo sich Geschichte, Theologie und Feminismus begegnen, hat der Feminismus seine Energie (noch) nicht entwickelt oder das Licht einer persönlichen Bewusstwerdung entdeckt.“

Meine Arbeit verdankt sich also zu einem nicht geringen Teil dem Feminismus in seiner Eigenschaft einer politischen Bewegung und epistemologischen Revolution (ich nehme die Formulierung einer bekannten Theologin auf – Kari Elisabeth Børresen), sie steht in der Schuld gegenüber Ideen, die in Artikeln und Büchern erschienen sind, welche die Bibliografie verzeichnet, und gegenüber Personen, größtenteils Frauen, mit denen ich mich ausgetauscht, mit ihnen diskutiert, mich versucht und gesucht habe ... kurz gesagt, der ganzen Palette von Bewegungen eines Denkens, das in Beziehung, in Kontexten, in Praktiken verkörpert ist, mit einem Engagement und einer Freiheit, würdig der besten wissenschaftlichen Gesellschaft.

Unter den Frauen befindet sich Stefania Giannotti, die erste Leserin des Textes, die das Schreiben Schritt für Schritt mit Kommentaren verfolgte, die

.....

1 Revue der politischen Praxis, Libreria delle donne, Milano, Nr. 48, Februar 2000.

mich in der Bearbeitung orientierten; Lia Cigarini, mit der ich mich zeitlebens auseinandersetze und deren Worte ich stark berücksichtige, immer mit Gewinn, oft bin ich mit ihr im Einverständnis, aber nicht immer, nicht über „Gott“ zum Beispiel, den sie durch andere Namen und andere Worte ersetzen würde; Dorothee Bauschke, die mich trotz der Entfernung unterstützte (was keine einfache Arbeit war, dieses kleine Geständnis sei erlaubt) und zusammen mit Bernard van Meenen mir dabei half, heilige Texte zu lesen; Andrea Günter, die mir viele Gelegenheiten zum intensiven Austausch über die Themen des Buches ermöglichte, und dasselbe muss ich von Cristina Segura Graño sagen, von Marisa Forcina, Laura Guadagnin, Dinora Corsi, Ivana Ceresa und anderen der Schwesternschaft von Mantova, und von weiteren, unter ihnen möchte ich nicht die Frauen des Circolo della Rosa in Milano und Verona verschweigen. Es gibt auch meine bevorzugten Leserinnen der Texte von Teresa von Avila (ihren Namen nenne ich hier zum ersten und zum letzten Mal, aber, wie zu verstehen sein wird, geschieht dies nicht aus mangelnder Reverenz): Rosa Rossi, Eleonora Graziani, Erminia Macola; zu erwähnen sind noch die Frauen der philosophischen Gemeinschaft Diotima, seit vielen Jahren Kolleginnen intensiver Forschung, und, um diese notgedrungen verkürzte Liste zu schließen, Rosetta Stella, mit der ich die anfänglichen Intuitionen teilte. Ich danke besonders Clara Jourdan für die großzügige Unterstützung der Forschungsarbeit.

Außerdem danke ich Chiara Ronchetti von Mondadori, die mich die Möglichkeit dieses Buches hat sehen lassen, und Paul Verdeyen SJ., der mich ermutigt hat, es zu wagen.

In der Tat habe ich sehr gezögert, aus einem Grund, der hier genannt sei: Ich besitze keinerlei Titel, um ein Buch über Gott zu schreiben, keinen, man glaube es mir. In dieser Gesellschaft kann man schreiben und veröffentlichen (wenn man die Mittel hat), was man will und was gefällt, das weiß ich, es ist unser Recht. Aber ein solcher Umstand bietet kein Remedium hinsichtlich dessen, was die Altlateiner meine Imbezillität (*imbecillitas*) genannt hätten. Trotzdem wollte ich von Gott sprechen, ich wollte es so sehr, um von den Frauen zu sprechen, um auf eine bestimmte Weise von ihnen zu sprechen, eine Weise, deren Möglichkeit mir allein „Gott“ gewährte, ich weiß nicht weshalb, und ich fahre fort, es mich zu fragen. Wer über eine solche Motivation indigniert ist, dem antworte ich mit den Worten von Margery Kempe, angeklagt von ihrem Bischof, auf Predigerreise gegangen zu sein, was den Frauen streng

untersagt war: „Der allmächtige Gott hat nie jemandem verboten, von ihm zu sprechen.“ Von ihm oder von ihr oder von ihnen, füge ich hinzu.

Unter denjenigen, die mich in den schwierigen Anfängen unterstützten, war Elvio Fachinelli mit seinem letzten Buch *La mente estatica*, das ich tatsächlich erst bei dieser Gelegenheit entdeckte, nach über zehn Jahren der Veröffentlichung also. Diese Worte wollen eine leider viel zu späte Geste der Wiedergutmachung sein. Elvio Fachinelli starb 1989.

Mailand, 27. September 2002

Einleitung: Immer in Ferien

Als eine Dichterin gefragt wurde, „Sind Sie in Ferien gewesen?“, antwortete sie, „Dichter sind immer in Ferien“. Dieses Buch ist aus einer Leseerfahrung entstanden, die einer Einladung gleichkam, immer Ferien zu machen. Kann man das, bevor man stirbt, und ist das möglich, ohne verrückt zu werden? Überzeugt haben viele gesagt, nein, das ist unmöglich.

Jene, die mich zur Schule gehen sahen, nahmen wahr, dass ich gern hinging, und das stimmte. Man hat jedoch keine Vorstellung davon, welch großen Wunsch nach Ferien eine gute und fleißige Schülerin haben kann: Sie hält ihn verborgen und begraben, aber er ist riesig wie ein Berg.

Ferien, wovon? Von den Hausaufgaben, von Pflichten, von Zwängen, von Zensuren und Beurteilungen, Themen und Problemen, von schmiedeeisernen Schultoren und Stundenplänen natürlich. Ferien auch von auswendig gelernten Wahrheiten, fingierten Worten, richtigen Antworten, vom stets guten Willen, von verhängnisvollen Lügen, Schuldgefühlen, von Belohnungen, die schlimmer sind als Strafen, wenn jene zu sehr unter den Erwartungen bleiben, die sie wecken. Ferien von der Mühe, in dieser Welt zu sein, die weiterhin Versprechungen macht, sie nicht hält und uns veranlasst, die besten Dinge einzutauschen, die eine Frau hat: Die Intelligenz der Kindheit, den Wunsch zu spielen, die Fähigkeit zu staunen, die Liebe auf den ersten Blick, leuchtende Augen.

Das Mädchen, das ich war, ging zur Schule, um Lesen und Schreiben zu lernen. Und um seine Mutter zufrieden zu stellen, der es gute Noten schenkte wie zuvor der Madonna Maiglöckchen. Aber das Mädchen ging nicht glücklich zur Schule, weil man dort nicht die geringste Vorstellung davon hatte, wie es zu Hause lebte, noch was mit dem Fluss Gua im Sommer passierte. Das Klassenzimmer war ein lebloser Ort, wo niemand jemals gespielt, gegessen, geschlafen hatte und wo außer der Einhaltung des Stundenplans nichts passierte.

Aber eines Tages öffnete sich das Tor für Ferien ohne Ende. Es geschah, als ich das Buch *Der Spiegel der einfachen Seelen* von Margareta Porete las und andere Texte, die wir der weiblichen Mystik zuschreiben oder die ihr nahe stehen. Ich

begann Worte eines Gesprächs zu hören, nicht nur eines neuen, sondern eines unerhörten Gesprächs zwischen zweien, die wir kurz eine Frau und Gott nennen. Eine Frau, das war gewiss, ob Gott, weiß ich nicht, aber gewiss war die Frau nicht allein. Es gab einen anderen oder eine andere, deren/dessen Stimme nicht bis zu mir gelangte, die ich aber vernahm, weil sie eine Unterbrechung in den Worten der Frau hervorrief, oder besser gesagt, einen Hohlraum, der die Lektüre verwandelte, das Lesen ähnlich der Geste desjenigen werden ließ, der langsam aus einer Tasse trinkt.

Dieses Bild entdeckte ich bei einer zeitgenössischen Schriftstellerin, die niemand außer uns mystisch nennen würde:

Wenn eine Tasse, die an einem winterlichen Abend auf den Tisch gestellt wird, uns wie das greifbare Zeichen eines verloren gegangenen Daseins erscheint, werden wir die Lippen dem Rand der Tasse nähern, und beim Öffnen des Mundes wird eine nicht innere, nicht äußere Welt die Kehle hinab- und bis zum Geist emporsteigen.¹

Man spricht von einem „verloren gegangenen Dasein“, um von der Seligkeit zu sprechen, die im liebevollen Kontakt mit dem Leben liegt, ohne den wir nicht zur Welt gekommen wären. Aber stimmt es, dass jener Daseins-Zustand verloren gegangen ist? Voll und ganz verloren? Gewiss nicht für diejenige, die den *Spiegel der einfachen Seelen* geschrieben hat (und auch nicht für mich, als ich sie las). Auch nicht für diejenige, die das Bild der Flüssigkeit erfand, die aus der Tasse in den Mund übergeht und, beide geöffnet, in Kontakt hält. Jener Daseins-Zustand ist niemals völlig verloren gegangen, im Grunde für niemanden. Denn niemand, so glaube ich, kann einen ganzen Tag lang in dieser Welt sein, ohne dass ein Rinnsal des Vergnügens in ihm hinunter- und bis zum Geist aufsteigt, mag es auch dünn wie ein Faden sein, einer unsichtbaren Nabelschnur gleich, die einen in Verbindung zu den Quellen seines Lebens hält, und sei es auch aus großer Distanz. Alles Übrige kann als verloren gelten und nichts mag mehr übereinstimmen, weder die Worte, die gesagt werden, noch die Dinge, die man macht oder die geschehen, noch die Gefühle, die man empfindet.

Wie weit haben wir uns von dem entfernt, was uns am Leben hält? Zu Beginn ihres Buches antwortet uns Margareta mit dem Märchen über eine

.....

1 Ida Travi, *L'aspetto orale della poesia*, Verona 2000, S. 11.

verliebte Prinzessin, die im Exil lebt, in einem Land, weit entfernt von dem, den sie liebt, ihrer Liebe jedoch so nah, wie sie näher nicht sein kann, denn sie trägt sie in sich. Wie weit wir uns davon entfernt haben – ob sehr oder kaum – können wir nicht wissen, weil es eine Distanz ist, für die es kein mögliches Maß gibt. Eine inkommensurable Distanz, so müssen wir sie nennen, eine nicht messbare Entfernung, auch wenn die Logik nicht verbietet uns vorzustellen, dass sie sehr gering ist, so gering, dass der Kontakt um Haaresbreite gegeben sein könnte. Das hat mich dazu geführt, diese Entfernung auch „Imminenz von Anderem“ zu nennen. Im Wörterbuch sah ich dann, dass „imminent“ mit Ereignis verwandt ist. Was ich sehr zutreffend finde, denn es ist ein Ereignis, wenn es den Kontakt mit jenem Daseins-Zustand gibt, der niemals ganz verloren gegangen ist. Und was für ein Ereignis das ist!

Ich denke das generell: Es gibt Anderes, in der extremsten Nähe guter Nahrung, sonst wäre sie nicht so gut, und es gibt Anderes oder müsste es geben in der extremsten Nähe jeder gelungenen Überlegung, wissenschaftliche Theorien eingeschlossen, wenn wir nicht wollen, dass sie sich auf dumme (und gefährliche) Maschinerien reduzieren. Es gibt die Imminenz von Anderem oder es kann sie geben in unseren alltäglichsten Verrichtungen, hinter der scheinbaren Wiederholung gewohnter Dinge; und jene Frauen und Männer, die es wissen, werden des Lebens nicht müde und retten sich vor der Verzweiflung. Wie die Protagonistin in „Dancer in the Dark“ von Lars van Trier. Der Film erzählt die Geschichte einer jungen Frau, einer Arbeiterin, die mit Hilfe einer Freundin die Tatsache verbirgt, halb blind zu sein; in einem kommunistischen Land aufgewachsen, ist sie in die USA emigriert wegen der Gesundheit des Sohnes, der wie sie vom Verlust des Augenlichts bedroht ist (während es für sie keine Heilung gibt). Eine Allegorie des menschlichen Daseins, die zeigen will, dass es in der Trostlosigkeit und der Härte des Lebens einen Übergang zu festlicher Freude gibt; dieser Übergang existiert, die Protagonistin weiß ihn zu finden, indem sie sich an eine Musik klammert, die ihr besonders gefällt, und an jenen Faden der Güte, mit dem jemand auf ihre vertrauensvolle Liebe antwortet. Und dies gelingt ihr bis zum Ende, bis zu den letzten Stunden und Minuten – schrecklichen Stunden und Minuten – ihrer Existenz.

Die Worte jenes Gesprächs zwischen einer Frau und Gott haben mir den Übergang gezeigt.

Die Beziehung zwischen ihr und Ihm (oder Ihr) war von einer enormen Ungleichheit gekennzeichnet (der Großbuchstabe zeigt das an, dazu kann er dienen) und gleichzeitig von einer Vertrautheit, die ihresgleichen sucht. Jene

extreme Freimütigkeit in einer solch disparaten Situation ruft in mir einen unstillbaren Neid hervor, wie angesichts einer Freiheit, die von Vergnügen erfüllt ist und verhindert, auf ein mahnendes „Zuviel“ hin die Worte eines vernünftigen Verzichts zu akzeptieren. Es gab da ein Wissen, das nicht das Ergebnis des Verzichts auf Vergnügen war, und es ist dieses Wissen, das mich seit damals (seit damals? oder immer schon?) interessiert. Es ist weder käuflich noch verkäuflich; wir können es nur werden, wir können es sein. Es ist ein Sein-Wissen und ein Wissen zu sein, das in seinem Zentrum Folgendes hat: Das Wissen, dass es einem an etwas mangelt, ohne deshalb weniger zu sein; es mangelt am Notwendigsten und trotzdem gelingt es, auf den Markt zu gehen und zu gewinnen: auf den Markt gehen und obendrein etwas gratis zu erhalten. Tatsächlich, durch jene so ungleichgewichtige Beziehung schien hindurch, dass die Frau das Geheimnis der nicht auszugleichenden „Ungerechtigkeit“ kannte, der man im Leben begegnet und die vielleicht ein natürlicher Bestandteil des Lebens ist. Und die Frau wurde davon nicht erdrückt. Sie schien auf einer sehr schiefen Ebene zu sein, ähnlich denen, die Wasserfälle auslösen: Die Bewegung von oben nach unten ist nicht zu sehen, oder ich sehe sie von meiner Position aus nicht, man sieht einzig die gegenteilige Bewegung, erstaunlich wie die Sprünge des Lachses, der mit aller Kraft von der Quelle des Wasserlaufs angezogen wird.

Zum Glück haben wir Einsteins Relativitätstheorie, die uns die Vorstellung eines Kosmos gibt, der auch ohne feste Bezugspunkte möglich ist, und uns lehrt, die Erdanziehungskraft in eine Kraft von himmlischer Anziehung zu übersetzen.

Aber der überraschendere Aspekt jenes Gesprächs war eine andere Relativität, die des Innen/Außen. Es gab einen bruchlosen Übergang zwischen dem Ich und dem Anderen, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Interiorität und Exteriorität, zwischen Körper und Seele ...

Ich könnte fortfahren, die Liste ist lang, die Begriffspaare sind unterschiedlich und in der Geschichte des philosophischen Denkens variieren sie stark, doch allen ist gemein, eine reziproke Opposition zwischen zwei Begriffen festzulegen, von denen die Bedeutung wahr/falsch abhängt. Aber zwischen der Frau und Gott galt diese Ordnung nicht: Zwischen beiden fand eine ununterbrochene Bewegung statt, von einem zur anderen, mal verschwand die Frau (und war woanders), dann waren da zwei, bald war sie allein ... Doch gab es keine Konfusion und noch weniger Indifferenz gegenüber der Realität und der Wahrheit, wie man glauben könnte und wie viele glauben, kaum ist von

Mystik die Rede. Es gab so etwas wie die Eröffnung eines großen Spiels, eine Art Verhandlung über das, was wirklich und wahr ist, woran freimütig auch die Wünsche teilnahmen, ohne Zensur und Grenzen, ohne dass alles im Wahn unterging. Im fließend gewordenen Realen, lehrt uns Margareta, ertrinkt man nicht:

Eine solche Seele, spricht die Liebe, schwimmt im Meer der Freude, das ist in dem aus der Gottheit ausfließenden und ausströmenden Meer der Wonnen. Doch empfindet sie dabei nicht irgendwelche Freude, denn sie selbst ist Freude. Und so schwimmt und schwebt sie in der Freude, ohne die Empfindung einer Freude. Denn sie bleibt in der Freude, und die Freude bleibt in ihr ...²

In der gesamten Philosophiegeschichte ist ein einziger theoretischer Versuch über die Relativität von Innen/Außen bekannt, unternommen von Ernst Mach, einem Wissenschaftsphilosophen aus Wien, den Einstein nicht zufällig bewunderte. Nach ihm wäre die sogenannte äußere oder reale Welt durch dieselben Elemente gebildet, die der Erfahrung vorausgehen. Elemente, die er „Empfindungen“ nannte und aus denen sich der Prozess gabelte, der einerseits zur Ausbildung des psychischen Lebens und andererseits zur Konstruktion der physischen Welt führe. Die eine wie die andere könne sich auflösen, um im Übergang, sogar in der Rückkehr, die Eigenschaften der elementarsten Erfahrung anzunehmen – die nicht der Erfahrung eines Ich entspreche, denn auch das Ich sei eine Mischung, die sich bilde und sich auflösen könne.³

Diese besondere materialistische Theorie scheint mir weniger sperrig als manch eine der geistlichsten oder idealistischen Philosophie, sie scheint mir dem Sinn einer freien Suche nach dem Absoluten näher zu kommen. Absolut, *absolutus* ist ein Adjektiv und bedeutet wörtlich losgelöst, aufgelöst, fließend, frei (losgesprochen). So lässt uns die Theorie des Wissenschaftsphilosophen an die Realität wie an eine Maßanfertigung denken, von der wir gleichzeitig die Autoren, die Produkte und die Gefangenen sind, und lässt uns denken, dass man sie auflösen kann wie Maschen, indem man am Faden zieht.

.....
2 Margareta Porete, *Spiegel der einfachen Seelen*, Zürich-München 1987, Kap. 28.

3 Ernst Mach, *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, Darmstadt 1987 (Nachdruck).

Beachten wir jedoch, dass die Formel „Suche nach dem Absoluten“ nur eine Redeweise ist, um etwas auszudrücken, das bei den Schriftstellerinnen, auf die ich mich stütze, für gewöhnlich bereits geschehen ist: Es ist bereits geschehen, *dass sie gefunden worden sind*. Es geht darum, dies zu wissen, dies zur Kenntnis zu nehmen.

Die Bewegung, die die Masche unseres In-der-Welt-Seins auflöst, dient der Befreiung seiner Potenzialität, zu sein und zu genießen, und nicht dazu, das Absolute zu finden. Das Absolute ist buchstäblich nichts, was wir konzipieren und auf das wir zielen könnten. Zweifellos handelt es sich um das Absolute, aber nicht als Gegenstand einer Suche, um so mehr nicht, als bei einer solchen Suche – wenn wir es so nennen wollen – auch der Suchende aufgelöst wird, um sich wieder herzustellen, und das nicht einmal, sondern viele Male.

Um Suche geht es (Margareta nennt sie *queste* [Bettelei], wie die des fahrenden Ritters), aber sie kann weder gerichtet noch gebunden sein an etwas oder jemanden. Nicht einmal an Gott. Nicht weil „Gott“ ein menschlicher Begriff ist, wie diejenigen sagen, die über die Notwendigkeit theoretisieren, „über Gott hinaus zu gehen“, ohne wahrzunehmen, dass mit jener Sorge nach Überschreitung auch ihr Paradox des „über Gott hinaus“ ein sehr menschlicher Ausdruck ist. Sondern aus dem einfachen Grund, dass Gott, wenn dieses Wort einen Sinn hat, nicht festgelegt, nirgendwo ist und sich nicht finden lässt (es sei denn von den ganz Kleinen, wie gewisse Märchen erzählen).

„Gott“ ist ein Wort, das keinen Sinn hat, wenn es sich nicht in anderen Worten verliert, in allen anderen, auch in jenen, die niemals ausgesprochen werden oder unaussprechlich sind; es ist wie ein ihnen gemeinsamer Nenner, der kleinste, wie das Lösungswort eines jeden Wesens, das auf die Welt kommt, und jedes Wesens, das sie verlässt; ein Passierschein, könnten wir sagen, und wie die Übersetzbarkeit dieser Welt in eine andere und in die Unendlichkeit möglicher Welten. In einem hermetischen und geschlossenen Diskurs würde das Wort sterben, unwichtig, um welchen Diskurs es sich handelte, und wäre es auch der theologischste. In unserem Gesellschafts-Typ gibt es Kontexte, in denen man noch von Gott spricht, in anderen nicht, aber wo immer wir auch sein mögen, wenn es passiert, ob auf dem Börsenplatz oder im Mailänder Dom, das macht keinen großen Unterschied, das Wesentliche sind die Übergänge, die das Wort am Leben halten. Kurz gesagt, Gott will überall sein, er braucht es sogar, in diesen wie in manch anderen Dingen, darin unterscheidet er sich nicht vom Geld. In der katholischen Universität, wo ich studierte, gab es Vorlesungszeiten und Hörsäle mit ihren Dozenten, wo